



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein neulateinischer Dichter in neuer Ausgabe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zweig des oldenburgischen Hauses gelangt, der eine fremde Krone trägt oder, um den Wortlaut der Verfassung zu brauchen, „Oberhaupt eines nichtdeutschen Staates ist“.

4) Die Septemberverfassung giebt sich nicht für ein vollendetes, in allen seinen Theilen feststehendes, der Ergänzung, Verbesserung und Umschmelzung nicht bedürftendes Werk aus. Sie erklärt sich vielmehr selbst als eine provisorische Schöpfung; denn sie bestimmt ausdrücklich:

a) in Art. 158: „Die Bestimmungen dieser Verfassung bleiben nur so weit gültig als sie mit der künftigen definitiven Verfassung Deutschlands in Uebereinstimmung stehen. Bis zur Feststellung der deutschen Verfassung gehen die einstweiligen die Verfassung Deutschlands bestimmenden grundgesetzlichen Anordnungen, soweit der Inhalt dieses Grundgesetzes nicht mit ihnen in Uebereinstimmung ist, demselben auch ohne Zustimmung der schleswig-holsteinischen Staatsgewalten ihrer Geltung nach vor und sind für die schleswig-holsteinischen Staatsgewalten und Staatsbürger verpflichtend.“

b) in Art. 159: „Bei der nächsten Revision des Staatsgrundgesetzes können Abänderungen in demselben durch einfache Majorität beschloffen werden.“

Diese Artikel lassen sich für das Verhältniß der Herzogthümer zu Preußen leicht nutzbar machen, wenn man die deutsche Bundesverfassung als Provisorium ansieht, was sie in der That ist, und wenn Preußen den Muth hat, eine definitive deutsche Verfassung aufzustellen und an Schleswig-Holstein die Forderung zu richten, als erster deutscher Staat dieselbe anzuerkennen und anzunehmen. An der einfachen Majorität, mit welcher zu diesem Zweck das schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz zu revidiren wäre, an dem Beifall der großen Mehrheit des Volkes der Herzogthümer würde es solchem Beginnen nicht fehlen, und unter solchen Umständen würde uns der etwaige Einspruch der noch zurückbleibenden Staaten wenig oder gar nicht kümmern.

Ein neulateinischer Dichter in neuer Ausgabe.

Josephi Scaligeri poemata omnia. Ex museo Petri Scriverii. Ed. altera. Bero-
lini, Bath, (Mittlers Sortimentsbuchhandlung) 1864.

„Bei Valkenaer (dem bekannten holländischen Gelehrten) lebt ein alter Dichter, auch ein Grieche, van Nooten, der liebliche lateinische Gedichte geschrieben hat: eine Arbeit, deren Werth man nicht verkennen muß, wenn der seltene Fall sich ereignet,

daß ein dichterisches Genie eine Sprache des Alterthums sich ganz zum freien Gebrauch aneignet. Dann ist es kein Spiel noch Affectation; und wenn, wie es für den holländischen Dichter wahr ist, ihn das Schicksal trifft wählen zu müssen zwischen einer doch allzu plebejischen Sprache, der auch Regeln und Formen der Poesie vorgeschrieben sind, die er nicht brechen kann, ohne aus dem Ton herauszugehen, an den er mit seiner ganzen Nation von Jugend an gewöhnt ist, und einer alten Sprache und Formen der Poesie, die freilich ganz unverklichlich und also wahre Fesseln sind, aber welche der höchste Sinn der Schönheit schuf, so dient er, denke ich, seinem Genius, wenn er dies Schwerere wählt. — Wir Deutschen sind zum Glück nicht auf diese Wahl eingeschränkt.“

So schrieb B. G. Niebuhr im Jahre 1809*), und wir konnten keine treffenderen und würdigeren Worte zur Einführung eines Buches finden, welches in diesem Jahre die Presse verlassen hat. Es ist, wie der Titel besagt, ein Wiederabdruck der lateinischen und griechischen Gedichte Joseph Scaligers, des großen Philologen; wie das Nachwort lehrt (S. 411) hat der ungenannte Herausgeber die Mühe auf sich genommen, die unzähligen Druckfehler zu entfernen, von welchen die frühere, jetzt sehr selten gewordene Ausgabe entsetzt war, eine Arbeit, die man sich im vorliegenden Fall nicht zu leicht vorstellen kann.

Möge es niemandem befremdlich erscheinen, daß die grünen Blätter auf ein Werk hinweisen, dessen Titel allein hinreichen könnte, die Mehrzahl unsrer Leser, welche ein Gymnasium durchlaufen haben, für immer abzuschrecken. Gar Manchem wird da wieder vor's Gedächtniß treten all das Herzeleid, welches die lateinischen Verse hervorriefen, von dem Kummer, mit dem vom kleinen Quartaner seine rothangestrichenen „Prosoden“ betrachtet wurden, bis zu dem kläglichen Eifer, mit dem der Primaner den treuen Gradus ad Parnassum durchstöberte, um etwa einen fehlenden halben Pentameter aus dem Schatze geprüfter und echtlateinischer Poesie zu ergänzen. Oder er gedenkt mit stillem Schauer jener Stoffe, welche seiner Muse vorgelegt wurden, er erinnert sich des Lobes der Freundschaft, er weiß es noch, wie er die Vaterlandsliebe oder die Fürstentugend besungen hat und es steht ihm noch lebhaft vor der Seele, welche schwere Mühe ihm die preisgekrönte Elegie auf den unbestritten wahren Grundsatz kostete, daß das Glück zuweilen schwerer zu tragen sei als das Unglück, eine Dichtung, deren trivialer Gedanken er sich vielleicht bereits als kleiner Knabe geschämt haben würde, wenn er sie deutsch statt lateinisch geschrieben hätte.

Und doch wird man sich reich belohnt finden, wenn man jene trüben Erinnerungen zurückdrängt und es über sich gewinnt, eine poetische Leistung auch in einer todten Sprache verstehen und genießen zu wollen. Und um so erfreulicher wirkt eine solche Schöpfung auf den Leser ein, wenn sie beredtes Zeugniß einer männlichen Seele, eines feinen poetischen Sinnes und einer so völligen Beherrschung der Sprache giebt, wie dies bei Scaligers Gedichten der Fall ist. Kaum vermögen wir uns in eine Zeit zurückzuversetzen, wo der gesammte Bildungsinhalt sich fast ausschließlich um die beiden alten Sprachen herum concentrirte, wo alles das, was wir aus dem fast täglichen Umgang mit unseren liebgewordenen Dichterverken schöpfen, wo alle Nahrung für die schaffende oder nachschaffende Phantasie aus den alten Classikern genommen werden mußte. So geschah es, daß die beiden alten Sprachen,

*) Lebensnachrichten, S. 408.

voran das Lateinische, nicht in dem Sinne todte Sprachen waren wie sie jetzt sind. Vielmehr waren sie dem größten Theil der Gebildeten das allgemein giltige rein kosmopolitische Idiom für ihre Anschauungen und Bestrebungen. Man darf es nicht vergessen, daß es die Zeit war, in welcher Maria Stuart und Johanna Grey die Alten in der Ursprache lasen, in welcher gebildete Italiener immer ein Exemplar des Catull, Tibull und Propert; zum Handgebrauche besaßen und wo eine französische Dichterin (Catharina des Roches aus Poitiers, S. 233 und 14) es nicht übel nahm, wenn ein Scaliger ein lateinisches Gedicht von etwas lebhaft catullischem Geschmacke an sie richtete.

Eine solche lebendige und bewegliche Handhabung der Sprache spricht nun aus jeder Seite der scaligerschen Gedichte. Joseph Justus Scaliger, 1540 zu Agen in Südfrankreich geboren, 1609 zu Leyden gestorben, einer der größten Philologen aller Zeiten, hat diese lateinischen und griechischen Verse meist als flüchtige Kinder des Augenblicks, als Ausfüllung seltner Mußestunden oder als einzig mögliche Thätigkeit in schlaflosen Nächten und in Tagen, wo er an das Krankenlager gefesselt war, verfaßt und niedergeschrieben. Sie theilen sich in selbständige poetische Schöpfungen und in Uebersetzungen. Unter den ersteren verdienen rühmende Auszeichnung die Epigramme, deren viele an Schärfe des Wises und knappem Ausdrucke sich mit den besten Leistungen ihrer Gattung messen können. Ihnen reihen sich würdig eine Anzahl poetischer Nachrufe an verstorbene Freunde an, in einem so warmen und kräftigen Tone gehalten, wie ihn von den Römern nur Catull in seinen schönen Worten auf den verstorbenen Bruder anschlägt. Auch einige humoristische Einfälle finden sich, unter ihnen das catullische Gedicht auf den Sperling seiner Geliebten mit Bezug auf ein noch weit kleineres und lebhafteres Geschöpf parodirt, und ein Gedicht, welches einen kläglichen Dichter in Bordeaux und seine verwahrloste Häuslichkeit übermüthig und lebendig schildert. Besonders hervorzuheben sind die Verse über Stil und Schreibweise, welche er in das Album des Daniel Heinsius schrieb. Bezeichnend ist übrigens für das kräftige und scharfe Wesen des Mannes, daß er seine Muster mit Vorliebe mehr in der älteren lateinischen Dichtung, als in der glatten und gefeilten Poesie der augusteischen Zeit sucht, wie er auch den Sprachschatz des älteren Lateins gekannt, beherrscht und ausgebeutet hat wie kein Andrer.

Auch des Griechischen ist er Meister und es war je mehr sein eigen geworden, je selbständiger er es sich erworben hatte. Ohne etwas mehr als eine dürftige Kenntniß der griechischen Conjugation zu besitzen arbeitete er in drei Wochen den Homer durch, aus Beobachtung der Analogie sich selbst eine Grammatik zusammensetzend, die einzige, die nach seiner Aussage er je benutzt hat*). In weiteren vier Monaten las er dann alles, was damals von griechischen Dichtern veröffentlicht war und in zwei Jahren war ihm die Sprache so geläufig geworden, daß er später daran gehen konnte, ein großes verloren gegangenes chronologisches Werk des Eusebius mit Benutzung der vorhandenen Bruchstücke und Uebersetzungen griechisch nachzuschaffen, eine Arbeit, von deren Vortrefflichkeit es einen deutlichen Beweis geben mag, wenn man hinzufügen kann, daß es bis in die neueste Zeit Gelehrte gegeben hat, welche

*) Vgl. Bernays, Scaliger S. 35.

einen Abschnitt dieses Werkes für echt und von Eusebius selbst herrührend gehalten haben.

So übersezte er martialische Epigramme, Gedichte von Virgil, Horaz, Catull, Tibull, Propert, ja auch von neueren wie von Petrarca und der oben erwähnten Catharina des Rocks ins Griechische, während wir wiederum vortreffliche lateinische Nachbildungen griechischer Epigramme, orphischer Hymnen und unter anderen auch des sophokleischen Uly von ihm besitzen.

Mehr als manche große und reinwissenschaftliche Arbeit seines Lebens sind diese flüchtigen Kinder seiner Muse geeignet, auch dem ferner stehenden Laien einen Blick zu eröffnen in das Leben und Arbeiten, das Wollen und Können des genialen Sprachgelehrten, des eifrigen Hugenotten, des kühnen und ehrlichen Kämpfers gegen das jesuitische Zerrbild der Wissenschaft wie es allerorten gegen die freie Lehre gepredigt wurde; sie sind nicht minder geschickt, dem Kundigen Einblick zu gewähren in die gewaltigen Regungen einer Zeit, deren Wogen bis in die stille Studirstube des Gelehrten hineinschlügen, deren Diplomaten Gelehrte waren und deren Gelehrte im Felde und am Fürstenhofe mit Feder und Degen gleich gut umzugehen wußten.

So sei das anspruchslöse Buch der Theilnahme der Philologen und der ferner stehenden Freunde ähnlicher Studien angelegentlich empfohlen.

Literatur.

Ostafrikanische Studien von Werner Munzinger. Mit einer Karte von Nordabysfinien und den Ländern am Mareb, Barka und Anseba. Schaffhausen, Fr. Hurtersche Buchhandlung. 1864. 584 S.

Munzinger ist unter den Reisenden, welche sich um die Erforschung Ostafrikas verdient gemacht haben, ohne Frage einer der bedeutendsten, für gewisse Theile Abysfiniens ist er entschieden die erste Autorität. Mit einer gründlichen sprachlichen Vorbereitung auf seinen Zweck verbindet er eine gute allgemeine Bildung, mit einem scharfen Blick für alles wissenswerthe Detail die Gabe klarer und anschaulicher Darstellung. Nirgends in seinen Mittheilungen unnöthiges Reden von sich selbst, überall eine Geistesart, die nur die Sache im Auge hat, überall die strengste Wahrheitsliebe neben einer gewissen Originalität der Auffassung, die, wenn sie nicht immer das Rechte trifft, doch durch ihre Frische erfreut. Dazu kaufmännische Kenntnisse und ein gesundes politisches Urtheil, welches hier namentlich in der ausführlichen Einleitung hervortritt, die sich vorzüglich über Habeschs Zustände und die Stellung desselben zu Europa verbreitet und ernste Beachtung der Mächte verdient, welche an den Küsten des rothen Meeres Cosuln halten. Vortrefflich ist hier auch das über die Bedeutung des Islam für Afrika Gesagte, von dem wir uns einen Auszug zu geben vorbehalten. Der weitere Inhalt des Buchs geht zunächst den Geographen von Fach und den Linguisten an, doch wird der erste Hauptabschnitt, der Massua und dessen unmittelbare Nachbarschaft bis zum Land der Bogos schildert, der zweite, der die Beobachtungen einer Reise in das Land der Merea mittheilt, ferner der dritte, der sich mit dem Volke der Beni Amer beschäftigt, endlich der fünfte, welcher über eine Reise zum Stamme der Kunama berichtet, sowie der letzte, der Bemerkungen über das wenig bekannte Kordofan enthält, auch dem größeren Publicum vielfach willkommene Belehrung gewährt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Morig Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.